

Armin Jähne

Der Wissenschaftler und politische Gesellschaftsmensch Mommsen

Stefan Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Verlag C. H. Beck oHG, München 2002. 271 S., 21 Abb. im Text und einem Frontispiz.

Wer sich durch Lothar Wickerts vierbändiges Werk „Theodor Mommsen. Eine Biographie“¹ hindurch gearbeitet hat, weiß um die Schwierigkeit, das Leben und Werk, das vielseitige Wirken des großen Gelehrten und auch politisch wie gesellschaftlich engagierten Mannes in einem Band gründlich, griffig und gut lesbar darzustellen. Wickerts in dankenswerter Weise aus den Quellen zusammengetragene Materialsammlung ist keine Biographie, aber – als wohl wichtigste Vorarbeit – die dafür notwendige Grundlage. Ludo M. Hartmann, der den ersten und zeitnächsten Versuch unternahm,² Mommsens Gelehrten- und Politikerleben zu beschreiben und, weil wichtige Archivmaterialien noch nicht zugänglich waren, doch manche Lücken lassen musste, sprach nicht ohne Grund von einer nur biographischen Skizze. Keine Biographie im eigentlichen Sinne war die Arbeit von Albert Wucher aus dem Jahre 1956,³ dem es vornehmlich um die „spezifisch Mommsensche Geschichtsschreibung“, ihre Art, Methode, subjektive Prägung und ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund, um die politische Gestalt Mommsens ging. Als Biographie hat aber das im gleichen Jahr erschienene Werk von Alfred Heuß „Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert“ zu gelten,⁴ obwohl, wie der programmatische Titel es verrät, auch hier die Einbettung des Historikers und Politikers in seine Zeit im Vordergrund stand und zudem der große Fundus an

1 L. Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. 1–4, Frankfurt/Main 1959–1980.

2 L.M. Hartmann, Theodor Mommsen. Eine biographische Skizze. Mit einem Anhang: Ausgewählte politische Reden, Gotha 1908.

3 A. Wucher, Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik, Göttingen 1956 (2. neubearb. Aufl. 1968).

4 A. Heuß, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956.

Archivalien kaum berücksichtigt wurde. Fast 100 Jahre, für Deutschland eine geradezu paradoxe Situation, fehlte für einen seiner Nobelpreisträger, einen seiner größten Historiker und überaus engagierten Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts eine fundierte Standardbiographie.

Diese offene Stelle ist nun von Stefan Rebenich besetzt worden, dem der verdiente Ruhm zufällt, das lange fällige Werk verfasst zu haben. Ihm ist es in der Tat gelungen, der Person, dem Universitätsprofessor, dem Akademiestandmitglied, dem Historiker und Politiker Mommsen mit einer eindrucksvoll ausgewogenen Biographie gerecht zu werden. Sie dürfte inhaltlich und methodisch so schnell nicht zu übertreffen sein. Der Verf. geht systematisch nach dem Lebensablauf und zugleich problemorientiert vor. Auf Elternhaus, Schule und Studium, wo der Charakter gebildet, Wissen angehäuft und Ziele ins Auge gefasst wurden, folgte das mit „Akademischer Hasard“ überschriebene Kapitel: Mommsens Reise nach Italien, angefüllt mit dem Sammeln von Inschriften, die den Grundstock des späteren „Corpus Inscriptionum Latinarum“ bildeten; die Berliner Enttäuschungen, die den jungen Gelehrten zwangen, sich sein Brot als Journalist bei der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ zu verdienen; dann der Ruf an die Leipziger Universität, „die schönsten Jahre“ seines Lebens dort voller Fleiß und in frohem Freundeskreise, aber auch verknüpft mit dem feurigen Eintreten für die 1848er Revolution. Die Folgen waren ein politischer Prozess und die Entlassung aus der sächsischen Alma mater (1851). „Aus der Heimat zieh' ich wieder, fremder Mann, ein armer Mann“, klagt Mommsen.

Im nächsten Kapitel „Exil und Rückkehr“ werden die Stationen Zürich (1852), Breslau (1854), Berlin (Frühjahr 1858 an die Akademie) und darin eingebunden die konzeptionelle Vorbereitung des lateinischen Inschriften-corpus, dieser „Lebensaufgabe“, und die Fertigstellung der ersten drei Bände der „Römischen Geschichte“ (1854–1856) behandelt. Von ihr sagt Rebenich, dass sie „weder aktivistische oder voluntaristische Geschichtsschreibung“, sondern „Tendenzhistorie“ ist (S. 96). Weil das gelehrte Werk glänzend geschrieben wurde und Mommsen „in einer bestimmten Situation“, im Nachdenken über die gescheiterte Revolution, die dringliche Aufgabe der Reichseinigung und angesichts der europaweiten Diskussionen um Demokratie und Absolutismus, um Monarchie und Republik „seinen historischen Gegenstand aktualisierte“, bleibt die „Römische Geschichte auch heute noch von ungebrochener Aktualität“ (S.98). Die „Römische Geschichte“ war lange Zeit ein Torso und sie ist, obwohl 1885 ihr fünfter Band erschien, nie vervollständigt worden. Warum Mommsen den 4. Band nicht nachgeliefert hat, dar-

über wurde viel gerätselt. Rebenich sieht die Ursache, wie andere auch, aber ein wenig zu monokausal, in Mommsens Unbehagen, es bei der Geschichte des römischen Kaiserreiches mit Edward Gibbons (1737–1794) analytischer und literarischer Meisterschaft aufnehmen zu müssen, dessen mehrbändiges Hauptwerk „Verfall und Untergang des römischen Imperiums“ seit längerem vorlag (seit 2003 in neuer deutscher Übersetzung). „Mit ihm in Konkurrenz trat er nicht: Seine Geschichte der römischen Kaiserzeit blieb ungeschrieben“ (S. 96).

Der Verf. ist damit beim Wissenschaftler Mommsen angekommen: dem Juristen, Philologen, Historiker und Universitätsprofessor (in Berlin seit 1861). Mommsen, wie Rebenich weiß, war als Persönlichkeit und Gelehrter ein sperriger, kantiger Typ, der in keinerlei Klischees passte, der wandlungsfähig sein konnte und von Positionen, die ihm Programm waren, doch nicht abrückte oder Maximen verkündete, an die er sich selbst nicht hielt. Mit seinem *opus magnum*, dem „Römischen Staatsrecht“, so der Verf., hatte Mommsen ein Rechtssystem erschaffen, das es im Altertum in dieser geordneten Form nicht gab. „In Übereinstimmung mit den theoretischen Forderungen seiner an Hegels Rechtsphilosophie geschulten Lehrer ermittelte Mommsen nicht nur die historisch überlieferten Gesetze und Rechtsbestimmungen, sondern untersuchte die Rechtspraxis und den Gebrauch des positiven Rechts, um das ‚wirkliche‘ und ‚lebendige‘ Recht als Manifestation des objektiven Geistes rekonstruieren zu können“ (S. 111). Aber es blieb letztlich eine Diskrepanz zwischen Geschichte und Verfassungstheorie, „genauer: zwischen der historischen Entwicklung der römischen Verfassung und ihrer systematischen Darstellung“. Um diesen Widerspruch zu überbrücken, postulierte Mommsen, wie Rebenich kritisch anmerkt, „Gesetze..., die nicht überliefert sind“ oder er verstieg sich „in schwindelerregende Konstruktionen“ (S.112). Eine solche Vorgehensweise widersprach auch der von Mommsen definierten „streng philologischen Methode“, die bedacht ist auf „die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertüchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung“ (S.121).

Rebenichs Sicht auf Mommsen ist glücklicherweise kritisch, aber er kritikastert nicht und ist auch nicht bemüht, ein imaginäres Mommsen-Denkmal zu stürzen. Deshalb gelingt es ihm, jede Idealisierung des wirklich großartigen und in vielerlei Hinsicht sympathischen Mannes und Menschen zu vermeiden, ohne ihn zu beschädigen. Das Bild, das er von ihm nachzeichnet,

blendet Schwächen nicht aus, nimmt sich aber zuerst des unermüdlichen, ideenreichen Gelehrten an, der sich im 19. Jahrhundert an die Spitze nicht nur der deutschen, sondern der europäischen Altertumswissenschaft setzte. Mommsen, der, was der Verf. nicht verschweigt, wohl ein nur mäßiger Hochschullehrer war und die Lehre immer als Last empfand, wurde 1885 ganz von ihr befreit und trat nur noch sporadisch vor die Studenten. Dafür setzte er, wie im fünften Kapitel dargelegt wird, seine ganze Kraft für die außeruniversitäre altertumswissenschaftliche Forschung, für ihre Organisation und Vereinigung an der Berliner Akademie ein: als Initiator neuer wissenschaftlicher Arbeitsformen und eines quasi Großbetriebes arbeitsteiliger Wissenschaft. Unter seiner Führung entstanden dort „die großen altertumswissenschaftlichen Unternehmungen, die quellenkritische Grundlagenforschung betrieben und die in hohem Maße dazu beitrugen, den internationalen Ruhm der deutschen Altertumswissenschaft zu begründen“ (S. 135). Zugleich jedoch segmentierte und fragmentierte er sie „in bisher unbekanntem Umfang“, wie Rebenich meint, – ein Schatten bei viel Licht. Man sollte Mommsen auch zugute halten, und dabei dem Verf. beipflichten, dass dessen „Aktualisierung des Altertums durch seine vollständige Historisierung“ mit der „klassizistischen Entrückung und neuhumanistischen Idealisierung der Antike“ nichts mehr zu tun hatte. Wurde zuvor die Kultur der Griechen und Römer zur Grundlage aller europäischen Bildung erklärt, so lag Mommsen nichts ferner als eine derart normative Überhöhung der Antike. „Sein moderner Realismus zerstörte die Sonderstellung der Griechen und Römer, die dem deutschen Bildungsbürger zur lieben Gewissheit geworden war“ (S. 126f.). Mommsen war zu seiner Zeit eine Leitfigur der deutschen und der europäischen Altertumswissenschaft, und die wissenschaftliche Gemeinde dankt ihm diese Rolle noch heute. Dem Politiker Mommsen, der sich in geradezu bissiger Weise mit Bismarck anlegte und den Historiker Heinrich von Treitschke wegen seiner antisemitischen Ausfälle heftig angriff, dem manchmal geplagten Familienmenschen, der auch gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen hatte, und einigen kurzen Impressionen zu Mommsens Nachleben sind die letzten drei Kapitel des Buches gewidmet.

Stefan Rebenich darf zu seiner beeindruckenden Mommsen-Biographie vollauf gratuliert werden. Was aber kann der Rez. dann noch bemängeln? Vier Dinge sind anzumerken:

1. Mommsen war ohne Zweifel ein Gegner jenes rohen, ungeschminkten Antisemitismus, den Treitschke kultivierte und der in Deutschlands bürgerlicher Welt viel offene und versteckte Zustimmung fand. Er sah libe-

rale Grundwerte und das Prinzip der Einheit der Nation verletzt, zu der insbesondere auch die assimilierten jüdischen Deutschen mit ihrer bedeutenden kulturellen und geistigen Potenz gehörten. Trotzdem war er, wie der Verf. einschränkt, kein Philosemit und möglicherweise, so von Julius H. Schoeps in einem „Zeit“-Artikel behauptet, „in der Beurteilung der ‚Judenfrage‘ ... von Treitschke gar nicht einmal soweit entfernt“.⁵ Juden hatten sich der deutschen Gesellschaft und Kultur anzupassen und am besten zum Christentum überzutreten. Mommsens Verhältnis zu den Juden war offenbar ambivalent und sollte deshalb einer noch genaueren Betrachtung unterzogen werden.

2. Auch wenn Mommsen 1902 den Nobelpreis für Literatur zu Recht verdient hat, so verbirgt sich hinter den von Rebenich als günstig bezeichneten Umständen der Wahl eine Zwangslage der Schwedischen Akademie, denn der aussichtsreichste Kandidat für diese Auszeichnung, Lew Tolstoi, hatte abgesagt. Da sich das Komitee auch über Schriftsteller wie Emile Zola, George Meredith, Gerhart Hauptmann und Henryk Sienkiewicz nicht einigen konnte, wurde nach Auswegen gesucht. Die „Society of Authors“ in London nominierte Herbert Spencer. Kurz darauf traf der kollektive Vorschlag der Preußischen Akademie der Wissenschaften ein: Theodor Mommsen, 85 Jahre alt. „Mommsen ist ein Greis, aber dieser Greis besitzt die Inbrunst des Jünglings“, heißt es in der Laudatio zur Verleihung des Preises, „und selten empfand man auf so lebendige Weise wie in Mommsens ‚Römischer Geschichte‘, dass Clio eine Muse ist... Die Kraft der historischen Wissenschaft ist um so größer, je mehr sie zugleich große historische Kunst ist.“
3. In seiner von den Erben lange verschwiegenen und seltsam anmutenden Testamentsklausel von 1899 äußerte Mommsen u.a.: „...aber in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten was in mir ist, bin ich stets ein *animal politicum* gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt. Diese innere Entzweiung mit dem Volke, dem ich angehöre, hat mich durchaus bestimmt, mit meiner Persönlichkeit, soweit mir dies irgend möglich war, nicht vor das deutsche Publikum zu treten, vor dem mir die Achtung fehlt. Ich wünsche, dass auch nach meinem Tode dasselbe mit

5 J.H. Schoeps, Das Evangelium der Intoleranz. Theodor Mommsen gegen Heinrich von Treitschke: Eine große Dokumentation wirft neues Licht auf den Berliner Antisemitismusstreit, in: Die Zeit 45, 30. Okt. 2003.

meiner Individualität sich nichts zu schaffen mache. Meine Bücher mag man lesen, solange sie eben dauern; was ich gewesen bin, oder hätte sein sollen, geht die Leute nichts an“. Rebenich hat das schwierige Dokument, das Heuß einmal zutreffend als den „Schlüssel zum Verständnis“ der Persönlichkeit Mommsens bezeichnete, nicht ausgeklammert. Er hält es einerseits für „ein grundsätzliches Bekenntnis zur politischen Verantwortung des selbstbewussten, den Idealen der Revolution von 1848 verpflichteten Bürgers“, andererseits für den resignativen Ausfluss eines politischen Pessimismus, der die Krise des bürgerlichen Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins im 20. Jahrhundert antizipierte (S. 187f., 193). In diesem Zusammenhang spricht er auch von „politischer Depression“ und „tiefer Verzweiflung“. Schon Wucher meinte, dass die Testamentsklausel wenig „mit ‚düsterem Pessimismus‘, Schwermut, einer notorischen Schwarzseherei, mit chronischen Depressionen“ zu tun hatte, „auch wenn es noch so oft behauptet wird“.⁶ Mommsens testamentarische Äußerung entsprang nicht einer plötzlichen Eingebung, sondern hatte eine längere Vorgeschichte. Dieser juristisch und an historischer Methode geschulte, politisch engagierte und erfahrene Mann lotete tiefer und blickte weiter als die meisten seiner Zeitgenossen und viele derer, die heute seinen Namen wie ein Schildbanner vor sich her tragen. Aus der Erfahrung des *animal politicum* wurde Verbitterung, aus der Enttäuschung Klarsichtigkeit. Was ihn belastete, war die schon damals manipulierbare Menschenherde, die im Glied der Befehls-, Weisungs- und Meinungsempfänger stand und die keinen Platz für freie Bürger ließ. Er hatte den Glauben verloren an das erbärmliche, vergiftete, nichtswürdige und servile deutsche Volk, „diese Nation ohne Rückgrat“, und er war erschrocken über den zunehmend radikaler werdenden deutschen Nationalismus (mit allen Folgeerscheinungen). Will man Mommsen verübeln, dass ihn die Unfähigkeit der Mehrzahl seiner Landsleute zum selbständigen Nach- wie Mitdenken und mehr eigenverantwortlichem Tun erschütterte? Nicht Verwirrung, nicht irgendeine Laune oder Müdigkeit sprechen aus seiner Testamentsklausel, sondern Klarheit und das Wissen um den wirklichen Zustand des Volkes, das einem „Junker- und Pfaffenstaat“ untertan war. Vielleicht war Mommsens Negativerkenntnis auch, so Wucher, „der Tribut an (den) unwandelbaren Optimismus“ – oder gar die Utopie – des Revolutionärs von 1848.

6 A. Wucher, a.a.O., S. 185.

4. Von einer gewissen Ignoranz oder eben nur Unkenntnis zeugt, wenn auf S. 225 f. geschrieben steht: „Als nach dem 2. Weltkrieg die SED die Linden-Universität regierte, berief man sich auf das Erbe der Gebrüder Humboldt und änderte den Namen der Hochschule. Nach Mommsen fragte niemand. Von dem Müllhaufen hinter der Humboldt-Universität wurde das Denkmal erst nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten geholt“. Mommsen war in der Humboldt-Universität stets präsent. Eine Bronzetafel mit seinem Bildnis hing für jedermann sichtbar im Westflügel. Die kriegsbeschädigte Marmorbüste Mommsens erhielt eine neue Nase und stand fortan im Kabinett des Direktors der Sektion Kriminalistik. Im Bildband „Die Humboldt-Universität zu Berlin“ aus dem Jahre 1973 wird seiner im Geleitwort des Rektors gedacht und findet sich sein Porträt (mit Begleittext) ebenso wie das von August Boeckh und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Mommsen zählte zu jenen Wissenschaftlern, auf die sich die Universität in ihrem Traditionsverständnis immer wieder berief. Jeder Geschichtsstudent, jeder Student der Rechte oder der Kriminalistik hörte wenigstens einmal seinen Namen. 1983 fand anlässlich seines 80. Todestages, wenngleich in bescheidenem Rahmen, ein von der HU zu Berlin und der MLU Halle-Wittenberg organisiertes Kolloquium zu Werk und Persönlichkeit Mommsens statt (mit Kranzniederlegung am Denkmal).⁷ Selbst in der hausinternen Parteizeitung erschien ein ihm gewidmeter Artikel. Schon damals wurde daran gedacht, das Mommsen-Denkmal wieder im vorderen Hof der Universität aufzustellen. Kostengründe und Sparzwänge standen der Umsetzung aber im Wege. Als sich die Mommsen-Gesellschaft in der DDR neu konstituierte, machte der Rez. abermals den Vorschlag, Mommsen an seinen angestammten Platz zu bringen, was dann auch geschah. Das Foto auf S. 226 ist übrigens seitenverkehrt, und der Bauschutt- bzw. die Baumaterialien nahe dem Denkmal sind der untergegangenen DDR wahrlich nicht anzulasten.

7 Theodor Mommsen (1817 – 1903), Berlin 1984 (AdW d. DDR, Inst. f. Theorie, Geschichte u. Org. d. Wiss., Kolloquien, H. 40, als Manuskript gedruckt).